

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1914

266 (14.11.1914) Unterhaltungs-Beilage des "Volksfreund"

Unterhaltungs-Beilage

des „Volksfreund“

Nummer 266 — 1914

Karlsruhe, 14. November

Proletarier.

Wir haben gekämpft vor den Mätern, Werkstücken und Häfen Tag für Tag ohne Ruhe um Brot und Licht; wir durften uns nicht an Sonne und Freude verschicken, in Sorge und Schatten bargen wir unser Gesicht.

Da lagte die Heimat: Ihr, meine nachtschlürfenden Söhne, horcht, das Verderben donnert an Grenze und Tor! Wir blühten auf; im Ahnen blutiger Löhne schauern wir in das Feuer der Sterne empor:

Wir sind nur Proleten, aber wir lieben die Erde, die unsern Schweiß in rauschenden Strömen trinkt; fort in die Schanzen, hoch auf die schwarzen Pferde, wenn auch der Tod mit der tausenden Sense winkt.

Nicht gezagt und gemant, wir wollen das Ende erwarten, als stünden wir ruhig in Bergwerk oder Fabrik; neben den Fahnen heben sich unsre Standarten uns nur zur Sicht, verkündend ein besseres Geschick!

Alfons Beckold.

Der Scheinwerfer.

„Es ist ein jähes Licht erwacht Am dunklen Fenster glüht sein Brand Und wandert spürend durch die Nacht Ins ruhevolle Land. Es wandert hin und wandert her, Es spiegt den schwarzen Horizont, Der funkelnd scharfe Speer.“ Ernst Preygang.

Im Jahre 1886 ließ sich J. S. Schudert, der Begründer der Nürnberger Schudert-Fabrik, einen Scheinwerfer patentieren und seit dieser Zeit sind die Scheinwerfer für Militärszwecke überwiegend nach dem Schudertsystem zur Anwendung gekommen.

Der Scheinwerfer benutzt die durch Spiegel und Glaslinsen bewirkte Streuung der Lichtstrahlen, um mit den verschiedenen einstellbaren Lichtbündeln den Horizont abzuleuchten. Schudert verwendete elektrische Bogenlampen von ganz besonderer Leuchtkraft und für die Streuung des Lichtes Glasparabolspiegel. Das Arbeitsverfahren der Spiegelherstellung war ein Geheimnis der Firma. Es sind Riesengläser herausgekommen, die im Durchmesser Manneshöhe überragten. Je intensiver die Leuchtkraft der Lampen und je größer die Spiegel, um so größer die Reichweite der Strahlenbündel. Auf den Ausstellungen wurden Riesenscheinwerfer als Paradeobjekte gezeigt.

Trotz der Größe der Apparate sind sie aber leicht zu bedienen. Der in Absatz eingebaute Spiegel liegt in einer gußeisernen Fassung und befindet sich ebenso wie die Lampe in einem leichten eisernen Gehäuse, das in Tragzapfen gelagert, in Ständer neigbar aufgehängt wird. Die Ständer wiederum sind mit einem Drehtisch verbunden, der, auf Rollen laufend, sich um den mittleren Zapfen eines feststehenden Unterzuges frei drehen läßt. Die Bewegung des Gehäuses in horizontalem und vertikalem Sinne kann schnell oder langsam mit der Hand oder mit Hilfe von Elektromotoren erfolgen. Nach diesem Grundprinzip werden die Apparate heute noch für Kriegszwecke gebaut und spähen nun gleich scharfen Augen in die Nacht hinaus.

Sie finden Verwendung im Festungskrieg, der ja auch seine technischen kunstvollen Mittel der Verteidigung und des Angriffs hat. Wird eine Festung belagert, so ist es für das Belagerungsheer notwendig, sich über die Bewegungen des Feindes zu informieren. Rechtzeitig soll der Angriff erkannt werden, und nach den schwachen Punkten des Belagerungsringes wird der Festungskommandant selbst Angriffsbewegungen vorzunehmen versuchen. Mit stärkeren Truppenkörpern werden Ausfallbewegungen unternommen, um den Belagerer zu schwächen und schließlich zu besiegen.

Der Ring der Panzertürme und Kasematten, in denen die schweren Geschütze eingebaut sind, wird durchgehend von sogenannten Beleuchtungspanzern. Das sind gepanzerte Kuppelgehäuse mit Wänden zur Aufnahme eines großen elektrischen Scheinwerfers. Von hier aus sendet von Zeit zu Zeit der wachhabende Offizier seine Lichtbündel hinaus. Häufig wandert der Lichtkegel den Horizont ab, und wenn der Belagerer in der Stille der Nacht nach einem Punkte eine starke Truppenkonzentration vornehmen wollte, so beleuchtet plötzlich der Scheinwerfer taghell das Formationsbild, und mit konzentrierter Kraft wird der Angriff abzuwehren gesucht.

Auch im Seekrieg spielt der Scheinwerfer eine bedeutungsvolle Rolle. Der Flottenchef führt das Geschwader seiner Linienschiffe dem Feinde entgegen. Die Kreuzer sind ausgeschwärmt, um Stellung und Stärke der gegnerischen Flotte zu erkunden. Noch hat der Flottenchef die Torpedoboote zurückgehalten, da plötzlich das Signal, im selben Moment läßt der Kommandant eines jeden Torpedobootes den Maschinentelegraphen an: „überheute Fahrt“ spielen. Die schwarzen Nachtgefahren stürmen los.

Die Torpedoboote stellen sich die Großkampfschiffe zum Ziel, um sie durch einen gutgezielten Torpedoschuß kampfunfähig zu machen. Der Kleine will an den Großen heran. Die Torpedoboote haben für ihre Vernichtungsfahrt die Lichter gebündelt, so daß sie nicht sichtbar sind. Mit ihren Fernrohren spähen die Offiziere auf den Torpedobooten hinaus in die Nacht. . . . Klöblich fahren sie zusammen, eine blendende Lichtfülle! Entdeckt! Die Scheinwerfer der feindlichen Kreuzer haben juckend das Meer abgeleuchtet und die heranströmende Torpedobootflotte „geleuchtet“. Im selben Augenblick donnern, krachen, heulen schon die Kanonen des Kreuzers und die Torpedoboote

antworten mit ein paar leichteren Maschinengewehren. Aber es ist ein ungleicher Kampf. Wenn die Kreuzer die Torpedoboote rechtzeitig bemerkt haben, ist der Torpedoangriff mißglückt. Die Torpedoboote müssen die Flucht ergreifen.

Ein anderes Kampfbild: Bei Nacht ist das Marine-Luftschiff „L 1“ hinausgefahren, der Richtung zu, wo das feindliche Geschwader sich aufhalten soll. Einen Scheinwerfer hat man in der Gondel. Er kündigt die See an, und richtig, es bleibt ein Panzergeschwader in der Nachtgarbe hängen. Sofort werden die Kennzeichen der Schiffe notiert, die charakteristischen Merkmale in Zahl und Anordnung der Panzertürme usw. werden festgestellt, denn jede Schiffsklasse hat eine besondere Physiognomie. In den Schiffsplänen über die feindliche Flotte läßt sich nun nachschlagen, um welche Schiffsnamen es sich handelt. Schnell werden noch die kleinen Kreuzer und die Torpedobootflottillen gezählt, der Telegraphenapparat wird in Funktion gesetzt und wenige Minuten später liegt das drahtlose Telegramm vor dem Kommandanten an der Klüftenstation oder im Flaggschiff. Alle Angaben über die feindliche Flotte sind darin enthalten, die hoch oben aus den Lüften erspäht wurde.

In dem modernen Positionskrieg, in dem beide Gegner große Feldverhänger anlegen, spielt der Nachtangriff eine immer größere Rolle. Den Sturmangriff bei Tage hat ja die Vervollkommnung der Feuerwaffen und die Anlegung von gesicherten Schützständen außerordentlich erschwert. Auch bei diesen Nachtangriffen kommt alles darauf an, möglichst weit unbemerkt an den Feind heranzukommen. Auch dieser sucht sich durch die Scheinwerfer und durch Leuchtgranaten zu schützen. Bei fast tagheller Beleuchtung des Schlachtfeldes tobt oft an der ganzen Miselinie der nächtliche Artilleriekampf. So hat für den modernen Krieg, der mit allen technischen Errungenschaften geführt wird, der Scheinwerfer eine ganz gewaltige Bedeutung erlangt.

Der Krieg unter See.

Die „Neue Hamburger Zeitung“ veröffentlicht einige Briefe, deren Schreiber in Unterseebooten am Kriege teilnehmen. Wir entnehmen den anschaulichen Schilderungen das folgende:

Auf dem Meeresgrunde.

Am Sonntag abend so gegen 9 Uhr hieß es mit einemmal „Alles see- und tauchklar, sofort auslaufen“, feindliche Schiffe seien gemeldet. Wir freuten uns ja fürchterlich, endlich einmal unsere Torpedos an den Mann bringen zu können, aber wieder war es nichts. Sind . . . Meilen rumgeschraubert, legten uns die Nacht, weil wir allein waren, auf Grund, lagen um 1/2 Uhr dann auch in mehr als 30 Meter Tiefe, alles konnte schlafen gehen, denn dort unten tut uns feiner was. Ein Übermaat und ich haben noch bis halb 3 Uhr am Motor gearbeitet, d. h. ich habe mich hingesezt und geschlafen, er mußte wachen. Aber vorher hatte ich nochmals durchs Periskop gesehen. Ich konnte beobachten, wie die Fische sich draußen runddrängten, das kommt wohl vom Licht. Am anderen Morgen glaubten wir nun bestimmt, zwischen feindlichen Schiffen aufzutanken, denn über uns hörte man das Drehen von Schiffschrauben, aber es waren unsere Vorposten-Linienschiffe, ganz erstaunt über unser Erscheinen. So fuhren wir wieder nach Hause, wo Mensch und Maschine einen Tag Erholung hatten, oder wollen sagen eine Nacht.

Am anderen Morgen pendelten wir schon wieder nach . . . waren abends da und lernten uns wieder auf Grund 22 Meter tief, mußten aber wachen, da das Boot schlecht lag und Grundsee war. Wir flogen dort unten fast schlimmer wie oben, haben uns die Nacht mit Musik unterhalten. Unser Grammophon spielte: „Wenn ein Mädel einen Herrn hat usw.“, also tadellos amüsiert, obwohl wir vom Seegang in alle Ecken flogen. Des Morgens um 5 Uhr tauchten wir wieder auf und waren gepanzt, ob etwas zu sehen war, aber wieder nichts, bloß ein Frachtdampfer, aber der hat uns nicht zu sehen bekommen.

Zwischen Torpedos, Minensperre und Sturm.

Dieser Tage hatten wir gegen eine wahnsinnige See zu kämpfen; frag mal Water, was 10 Tage lang Windstärke 12 bedeutet!

Wir hatten einen Angriff auf englische Torpedobootzerstörer, waren aber wohl bemerkt worden, denn es fiel unser Schuß. Dann zählten wir die Sekunden des Torpedolaufes, und es waren gerade 40 Sekunden, da war über uns schon Hölle und Teufel los, in wahnsinniger Fahrt kreuzten über uns zehn Torpedoboote in der Hoffnung, uns zu überfahren. Aber wir waren schon zu tief. Doch es war ein fürchterlicher Anblick, über uns die rassenden Schrauben der feindlichen Schiffe, immer noch in der Angst, sind wir schon tief genug, und man atmete auf, als wir uns sagen konnten, jetzt können sie uns nicht überfahren.

Da kam uns aber noch Schlimmeres, unsere Pulse stockten, außerbords hörten wir ein Geräusch von Ketten und Drahtseilen, wir waren in eine Minensperre hineingeraten. Es waren bange Sekunden, in denen uns unwillkürlich der Herzschlag stockte, und wir haben unser Leben nur dem Umstande zu verdanken, daß wir schon tiefer gegangen waren. Wer weiß, vielleicht hätten ein paar Zentimeter höher genügt, uns eine Mine berühren zu lassen, welche eine genügt hätte, unser ganzes Boot in ein Nichts zu verwandeln. So aber streiften wir nur die Ketten, welche die Minen am Grunde verankern. —

Aber es war ein entsetzlicher Augenblick. Dann haben wir auf der Rückfahrt nochmals das Glück gehabt: es war

immer noch derselbe Sturm, und als wir abends tauchten, wurden wir von einer Riesenwelle plötzlich tief runtergedrückt. Das waren auch bange Minuten, immer tiefer sanken wir, immer tiefer sank das Tiefenanometer, 50, 51, 52 zählte der Steuermann und immer gleichmäßig weiter. Bei 56 Meter Tiefe konnten wir aufatmen, das Boot stand auf 57 Meter und fing langsam an, wieder zu steigen. Doch nun sind wir wieder froh hier angekommen, wo wir ein paar Tage ein gutes Leben führen, denn man hatte uns hier schon ausgegeben, und alles freut sich, daß wir nicht nur noch leben, sondern auch unverfehrt zurückgekehrt sind. Allerdings, wie wir aussahen, als wir heimkehrten, kannst Du Dir unmöglich ausmalen. Denke: die ganze Zeit nicht gewaschen, gekämmt, rasiert, nicht aus den Kleidern und Stiefeln gekommen, dazu nichts gegessen wegen des Seeganges, wir sehen alle aus wie bleiche Wachsgesichter. Aber das Wohlgefühl, als wir gestern gebadet und wieder neu gestärkt wieder mal ausgezogen zu Roje gehen konnten, wie neugeboren!

Nachts um 11 Uhr kamen wir rein mit Bärenhunger, denn das Brot war uns verschimmelt und wir lebten schon drei Tage lang von Hartbrot (das ist ein gepreßtes Brot), sieht aus wie Hundefuchen. Da gingen wir um 12 Uhr nachts noch auf die Suche nach Essen, o, wir hatten Appetit und große Mäne, Spiegeleier wollten wir essen, Speck und Wurst, Schinken und einen Salben dazu trinken! Ja, wohl im Bahnhofrestaurant war ausverkauft; endlich fanden wir in einer Hafentasseinsel Unterfrucht, wo wir alles leer aßen, eene Wurst, 2 Rund, dazu 6 Brötchen; als diese alle waren, haben wir zu Wurst Schneden und Makronen gegessen, und dazu Zitronenbrühe getrunken, jämmerlich, aber es schmeckte doch. . . .

Die Erfahrungen in der modernen Kriegs-Chirurgie.

Vortrag des Generalarztes Dr. Fahr in einem Etappenlazarett.

Bei der Besichtigung eines Etappenlazarett, zu der die Kriegsberichterstatter eingeladen waren, hielt Geheimrat Fahr, der bekannte Leipziger Chirurg, einen Vortrag über seine bisher in diesem Kriege gemachten Erfahrungen und Beobachtungen. Er führte aus:

... Die Kriegschirurgie bietet manche Schwierigkeiten. Vor allem jene, daß die so notwendige Selbstkritik über unsere Erfolge uns häufig dadurch fehlt, daß wir die Kranken oft zwei bis drei Tage nach der Operation aus den Augen verlieren und nicht wissen, zu welchem Erfolg unser Wirken geführt hat. Die Kriegschirurgie bedingt auch noch eine zweite Gefahr für den aktiv arbeitenden Arzt. Erstens die Gefahr der Untätigkeit für jenen, der sich sagt: „Ich kann nicht so aseptisch arbeiten wie in meiner Klinik. Ich fürchte, daß, wenn ich hier einen operativen Eingriff mache, er nicht zu jenem Erfolg führt, den ich voraussehe.“ Die zweite Gefahr ist die Vieleschäftigkeit. Sie besteht darin, daß man an vielen Stellen, wo es nicht am Platze ist, gleich zur Operation greift. Und um diese zu verhindern, hat das Militärärztnetz gewisse Richtlinien ausgearbeitet, die sich sehr bewähren.

Die Projektile, mit denen wir es bei Schußverletzungen zu tun haben, sind: das Infanteriegeschöß, die Schrapnellkugel, der Granatsplitter, der Bombensplitter und der Fliegerpfeil. Dazu kommen noch das sogenannte Dum-Dum-Geschöß, die Querschläger — wenn Geschosse die ursprüngliche Flugbahn verloren haben und in einer anderen Richtung als mit der Spitze ausschlagen — und endlich die indirekten Geschosse, wenn Teile der Kleidungsstücke, Mützen usw., Dinge, die der Soldat in der Tasche trägt, in den Körper getrieben werden. Die Geschößwirkung hängt ab von der Durchschlagkraft, Größe, Form, Material, Richtung und Ziel der Projektile; endlich von der Zahl, Festigkeit und dem Spannungszustand der getroffenen Organe. Es ist wichtig, zu wissen, daß

das moderne französische Infanteriegeschöß

aus relativ weichem Material gefertigt ist; seine Spitze verbiegt sich schon beim Auftreffen, bei einem Widerstand von einiger Konsistenz. Wenn das französische Geschöß auf einen Stein aufschlägt, schlägt es sich platt wie eine Schiffschraube. Die Schrapnellkugel ist aus Blei und naturgemäß noch weicher als das französische Infanteriegeschöß mit seiner Kupferlegierung und deformiert sich noch stärker. Granat- und Bombensplitter haben unberechenbare Formen.

Etwas ganz Neues, das zum erstenmal in diesem Kriege aufgetreten ist, ist

der Fliegerpfeil.

Er besteht aus einem bleifederharten Stahlstab mit zugspitztem Schaft. Das hintere Ende ist vierkantig ausgeschliffen, sodas die Spitze schwerer ist als das Ende. Wenn ein Fliegerpfeil aus etwa 1500 Meter Flughöhe senkrecht zur Erde fällt, so erreicht er eine Endgeschwindigkeit von zweihundert Sekundenmeter. Diese Geschwindigkeit des Fliegerpfeils entspricht der Geschwindigkeit der Wuchsenkugel. Daraus ist zu entnehmen, daß diese Verletzungen sehr schwer sind.

Wir unterscheiden seit alters her Prellschüsse, wenn das Geschöß nicht in den Körper eindringt, Steckschüsse, wenn das Geschöß im Körper hängen bleibt, und Durchschüsse, wenn das Geschöß durch einen Schußkanal den Körper wieder verläßt. Die Schädigung der Gewebe und der Organe hängt von einer Reihe von Zufälligkeiten ab. In früherer Zeit glaubte man, daß die Blutgefäße der Lunge ausweichen könnten. Das moderne Infanteriegeschöß durchschlägt die Blutgefäße glatt; auch kleine Arterien werden durchschloßt, deren Durchmesser nicht größer ist als der eines Federkiels. Infolgedessen muß man beim modernen Kriege mit einer weit größeren Zahl von Schlagaderverletzungen rechnen. Das moderne Infanteriegeschöß bohrt sich einen außerordentlich feinen Kanal durch den Körper, wenn es sich nicht um einen Querschläger handelt. Das bedingt eine große Gefahr, wenn Blutgefäße in der Tiefe des Körpers verletzt sind.

Sehr wichtig sind die Verletzungen der Knochen und der Gelenke durch die moderne Schußwaffe. Auf nahe Entfernung werden die Knochen in viele Stücke zerlegt. Je größer die Entfernung, um so eher zeigt sich das Geschöß geneigt, ein Loch durch den Knochen zu schlagen und bloß ein paar Sprünge in der Umgebung dieses Loches zu verursachen. Die elfenbeinharten langen Röhrenknochen spalten sich noch

auf sehr große Entfernungen, zum Beispiel 1600 bis 1800 Mtr., während die schwammig gebauten Knochen, wie zum Beispiel das Kniegelenk, glatt durchschlagen werden. Das ist auch die Ursache, warum Gelenkschüsse relativ günstig verlaufen.

Die Wirkungen der Schußverletzungen sind Blutung, Schmerz, Schok, Verkrümmelung und Tod. Dem Schmerz gegenüber kann der Arzt nicht gleichgültig sein. Die erste Verpflichtung des Arztes im Kriege ist, dem Verletzten möglichst bald die Wohltat der schmerzstillenden Mittel anzudeuten zu lassen. Man ist bemüht, dem Verwundeten baldmöglichst eine Morphiuminjektion zu geben.

Die Kopfschüsse sind in dem modernen Kriege eine besondere Gefahr, weil der Soldat beim Schießen aus den Schützengräben notwendigerweise den Kopf hervorstrecken muß und daher leicht getroffen wird. Kopfschüsse zeigen zwei ganz voneinander getrennte Typen: den Durchschuß und den Einschuß, bei denen die Kugel direkt den Weg durch den Kopf nimmt oder in der Schädelkapsel oder im Gehirn stecken bleibt, und ferner den Tangential- oder Ringenschuß, bei dem sich die Kugel eine Rinne oder einen Weg in das Schädeldach pflegt. Die Tangentialschüsse müssen anders behandelt werden als die Einschüsse und Durchschüsse. Die losgerissenen Knochen splitter bedingen fast ausnahmslos eine schwere Infektion. Tangentialschüsse werden durch Freilegung der Geschosspitze behandelt, indem man Einschuß- und Auschüßwunde miteinander verbindet und die Wunde offen behandelt.

Die meisten Halschüsse verlaufen günstig, trotzdem sich hier lebenswichtige Organe wie Blutgefäße, Nerven, Kehlkopf, Speiseröhre und Luftröhre befinden. Sofern bei Verletzungen Luftröhre und Kehlkopf in Frage kommen, muß die Operation mit der größten Eile vorgenommen werden, um der Gefahr der Ersticken vorzubeugen.

Brustschüsse haben von allen Schüssen, die wir im modernen Kriege sehen, die besten Heilerfolge. Die Japaner sagten, daß ihre Leute mit einfachen Brustschüssen nach acht Tagen wieder an der Front waren. Nach unseren Erfahrungen in diesem Kriege sind Verletzte mit einfachen Brustschüssen, selbst wenn sie die Lunge durchschlagen haben, nach zehn bis vierzehn Tagen transportfähig. Wenn sie auch noch einige Tage danach Blut aushusten, leidet ihr Allgemeinbefinden nicht darunter. Wenn der Brustschuß Herz oder Brustschlagader getroffen hat, dann natürlich ist die Hilfe des Chirurgen zu spät. Soldaten mit diesen Schußverletzungen bekommen nur nicht mehr rasch genug vom Schlachtfeld. Während es im Frieden möglich ist, ein Projektile aus dem Herzen herauszunehmen und den Verletzten durch eine Herznaht zu retten, fällt diese Möglichkeit für den Kriegschirurg weg. Jedenfalls zeigen die modernen Geschosse eine größere Humanität der Kriegführung gegen die alten Bleigeschosse, und wenn bei Brustschüssen die Rippen nicht verletzt werden, kann der Verwundete nach kurzer Zeit wieder selbständig sein.

Ein dielumstrittenes Kapitel der modernen Kriegschirurgie ist der Bauchschuß. Für die Friedenszeit gilt es als absolute Regel, den Bauchschuß möglichst bald durch den Bauchschnitt zu operieren, um erstens die vorhandene Blutung zu stillen und zweitens durch Öffnung des Bauches die Entzündung einer Bauchfellentzündung durch Bakterien zu verhindern. Der südafrikanische Krieg jedoch hat schon die Erfahrung gebracht, daß Bauchschüsse besser verlaufen, wenn sie nicht operiert werden. Es läßt sich ganz gut denken, daß ein Bauchschnitt unter sehr ungünstigen Verhältnissen mit ungenügender Asepsis, bei schlechter Beleuchtung und anderen Schwierigkeiten eine schlechtere Vorhergabe ergibt. Wir haben eine ganze Reihe von Bauchschüssen in diesem Kriege, die bei einfacher Behandlung des Patienten mit absoluter Ruhe und mit Entziehung jeglicher Speise und aller Getränke auf die Dauer von acht Tagen günstig verlaufen. Es hat sich gezeigt, daß, wenn diese Zeit nicht eingehalten wurde, eine Verschämmernung im Befinden eintrat. Wie soll nun

Die Behandlung der Schußverletzungen

Unser Grundsatz bei der Behandlung einer Wunde heißt: Wir rechnen mit der gegebenen Infektionsgröße der Wunde. Diese wird für uns durch keinerlei Maßnahme kleiner. Wenn ein Verletzter einen Schuß durch den Arm erhalten hat, so ist eine gewisse Zahl von Bakterien in die Wunde eingebracht, die wir nicht verkleinern können. Es ist festgestellt, daß das Ausspülen der Wunde mit Wasser und das Auswaschen mit antiseptischen Mitteln nichts nützt, sondern schadet, da die antiseptische Flüssigkeit die vitale Widerstandskraft der Gewebe schwächt. Es darf aber zu den vorhandenen Bakterien keine neue Schädigung kommen. Die Erfahrung zeigt, daß gesunde, kräftige Menschen mit einer gewissen Zahl der Bakterien fertig werden; es dürfen aber keine neuen Keime in die Wunde geraten. Dieser Grundsatz beherrscht unsere ganze erste Wundversorgung. Die Umgebung der Wunde wird nicht wie in früheren Zeiten gewaschen oder mit Seife gereinigt. Es wird bloß ein Stück feinfaseriger Gaze auf die Wunde gelegt. Das enthält jedes Verbandpäckchen, das jedem unserer Offiziere und Mannschaften in das Feld mitgegeben wird. Damit wird der erste Wundverband erledigt. Die Soldaten selbst oder ihre Kameraden wissen mit diesem Verband außerordentlich geschickt umzugehen.

Eine andere Methode, die Vermehrung der Bakterien zu verhüten, ist das sogenannte Arretierungsverfahren. Man bestreicht die Umgebung der Wunde mit Jodtinktur oder mit Mastixöl. Durch Mastixöl werden die Bakterien in der Umgebung fixiert; außerdem hat dieses Verfahren den Vorteil, daß die feinfaserige Gaze auf der Wunde befeuchtet wird und ein Verschleppen des Verbandes verhindert. Mit allen genannten Methoden wurden ausgezeichnete Resultate erzielt.

Wir müssen aber den Verletzten so versorgen, daß er lange, ungestörte Transporte durchmachen kann. Das gilt vor allem für Verletzungen der Knochen und des Gelenks. muß es gesichert oder gesichert werden, so muß es derart geschehen, daß der Verletzte auch auf schlechten Landwegen fahren kann. Schienen können improvisiert werden. Im Krieg handelt es sich darum, daß der Arzt zum Improvisator wird und alles verwendet, was zweckdienlich ist, um den Verwundeten zu helfen. Das Holz eines jungen Baumes, Stöcke und Stiele werden zum Schienen verwendet. Man kann ferner auch aus Stroh zweckdienliche Schienen flechten. Die endgültige Wundversorgung stellt uns vor eine Reihe anderer Aufgaben. Auch da empfindet es sich, nicht allzu geschäftig zu sein. Wenn die Wunde gut verbunden ist, wenn die feinfaserige Gaze festgelegt ist, so ist es nicht notwendig, den Verband vollständig zu wechseln. Inbes, Wäterchen, den Verband vollständig zu wechseln. Inbes, Wäterchen, waren nach dieser Zeit verheilt. Jedenfalls muß beim Wechseln des Verbandes größte Vorsicht walten, damit nicht neue Keime in die Wunde kommen. Luftröhrenschnitte und die Unterbindung geschlossener Blutgefäße haben sofort auf dem Hissplatz des Schlachtfeldes zu erfolgen, während die Entscheidung, ob zerstückte Gliedmaßen entfernt werden sollen, erst bei der endgültigen Wundversorgung zu treffen ist. Im allgemeinen wird auf

die Entfernung der Geschosse aus dem Körper kein Gewicht mehr gelegt, wenn das Geschos keine Beschwerden bereitet. Das gilt für das Infanteriegeschos. Unser deutsches Stahlmantelgeschos ist sicher humaner als das französische

kupferlegierte Geschos, das Schmerzen verursacht. Ich kann mir die Ursache dieser Erscheinung nicht erklären, wohl aber steht fest, daß die Verletzten Beschwerden und Schmerzen empfinden und um die Entfernung des Geschosses ersuchen.

Die Schrapnellkugel ist rund, ihre Aufschlag- und Durchschlagkraft ist weit geringer als die des Infanteriegeschosses. Mit Fremdkörpern wie Meißelstücken usw. dringt sie in die Tiefe des Körpers und ist daher eher geneigt, Eiterungen hervorzurufen. Bei Verletzungen durch Schrapnellkugeln treten Eiterungen in 70 bis 75 Prozent auf. Beim Öffnen der Wunde kommt eine geringe Menge schokoladenfarbener Flüssigkeit zutage. Granatsplitter reizen gleichfalls Fremdkörper mit in den Körper und rufen Eiterprozesse hervor. Die Granatsplitter müssen aus diesem Grunde entfernt werden. Die Artillerieverletzungen, die in diesem Kriege in besonders großer Zahl auftreten und durchaus nicht immer günstig verlaufen, bilden eine besondere Gefahr. Sie rufen infektiöse Zellgewebsentzündungen, die Gasphlegmone und den Wundstarrkrampf hervor. In vielen Fällen sind nun die Verletzten vorbeugend mit Tetanusserum geimpft worden und je nach Art der Verletzungen ist es bei einem gewissen Prozentsatz gelungen, den Wundstarrkrampf zu verhüten. Zu Anfang des Krieges haben wir leider einen Teil der an Tetanus erkrankten Verletzten verloren. Die Erfahrungen jedoch haben in dieser Hinsicht eine bedeutende Besserung erzielt.

Ich bin in der glücklichen Lage, über den Heilerfolg zahlreicher Patienten selbst Auskunft geben zu können. Anfangs in einem Feldlazarett, war ich durch Erkrankung genötigt, mich in ein Kriegs- und Stappenlazarett zurückzuziehen, so daß ich an vielen Wunden den Heilprozeß bis zum Abtransport der Patienten in die Heimat verfolgen konnte. Die einfachen Schüsse durch die Weichteile der Gliedmaßen verlaufen fast alle günstig. Durch die Verbandpäckchen wurden einfache Schußwunden nach acht Tagen schon derart geheilt, daß die Leute wieder dienstfähig waren. Schüsse mit Infanteriegeschossen durch Gelenke nahmen einen günstigen Verlauf im Heilerfolg, wenn die Wunde kurze Zeit nach der Verletzung aseptisch versorgt oder gut gesichert worden war.

Die Wirkung der Fliegerbombe

ist wesentlich verschieden von der Wirkung der freiziehenden Granate. Die Verletzungen, selbst durch keine Sprengstücke, sind so außerordentlich schwer, wie ich sie bei Granatsplittern nicht gesehen habe. Eine zweite unangenehme Eigenschaft des Bruchstückes der Fliegerbombe ist die, daß es meistens tief in die Gliedmaßen eindringt und dort die Gefäße durchschlägt. Bei einem Manne, bei dem ein Bombenstück, nicht größer als der Nagel meines Ringfingers, in die Oberlippenbeuge drang, wurde die ganze Armmuskulatur durchschlagen. Endlich wurden auch häufig Verbrennungen festgestellt, wenn die Fliegerbombe in der Nähe des Verletzten explodiert war; eine Erscheinung, die bei Granatverletzungen nicht wahrzunehmen ist. Dem Wesen der modernen Kriegschirurgie entspricht auch die Handhabung des Transports

der Verwundeten von der Front in die Lazarette und in die Heimat. Offiziere und Mannschaften, die in Lazarettzüge gebracht werden, sind glücklich. Diese Züge sind mit einem Operations- und Verbandraum ausgestattet. Und wenn auch einmal in einem Lazarettzug eine Wundinfektion ausbricht, so bedeutet das bei einer derartigen Zahl von Verletzungen, die in die Hunderttausende gehen! Das Transportwesen in diesem Kriege hat sich glänzend bewährt, so wie alle andere, was uns zur Erfüllung unseres schweren Berufes an die Hand gegeben wurde.

Wie Peter Serafimowitsch gefangen wurde.

Eine Geschichte aus den Tagen des Russischens.

Wiedererzählt von Gustav Schröder.

Am einem frühen Augustmorgen war es im Herzen von Ostpreußen. Dem Weidengesträuch am Ufer der Alle entsiegen weiche Nebelschwaden. Peter Serafimowitsch blinzelte zur Sonne empor. Während er durch das taue nasse Gras schritt, spürte er in der Gegend umher. Wie fruchtbar dieses Land war, das während der Eroberung wollte! Fette Weiden und üppige Getreidefelder, wohin man kam. Dabei am Ufer der Onega, wo sich Duntwa und Uralwald berührten, was nicht so. Da mischte sich der Rote beim Brotbacken geriebene Weizenkörner unter das Mehl und Pfeffer und Küchlein waren unbekante Dinge. Peter Serafimowitsch seufzte. Wäre das Land in seinem Dorf und halb so fruchtbar, wärel herrliches Leben würden sie führen! Trotz der Steuern und des prägenden Sprems in der Kreisstadt. Komte man es den Deutschen verdanken, wenn sie diesen Boden verteidigen, wie die Mütter ihre Jungen? Es war zwar langsam, sich dem großen Jaren zu widersetzen, denn dessen Macht war unermesslich, aber das wäre Peter Serafimowitsch ganz gleich gewesen, wenn er nur nicht in Gefahr kommen würde, sich für Wäterchen Jar totschießen lassen zu müssen. Früher sollten die Russen, die in Feindesland fielen, im heiligen Russland wieder lebendig auferstanden sein. So mächtig war Jar Nikolai noch doch nicht, denn davon hatten die Offiziere nichts gesagt. Peter Serafimowitsch ehre trotzdem als braver Russe den Willen des Jaren und ging hier auf Schleichpatrouille. Wenn nur die Deutschen nicht so gut schiefen würden! Kaumerte dort nicht schon wieder einer im Groben? Die heilige Mutter von Kasan sei gelobt, nein — Peter Serafimowitsch grübelte weiter. Was sagte sein Kamerad, der kleine Jude aus Lodz, der neben ihm trappelte? Der gehand ihm ohne Schuß heute morgen, er würde bei der ersten besten Gelegenheit ausbrechen. Er würde beim „Wund“ und wäre kein solches Schaf, daß... Peter Serafimowitsch brachte nicht über die Lippen, was der Lobzer weiter gesagt hatte. Was der „Wund“ wohl eigentlich sein mochte? Gewiß nichts Gutes, aber die Idee von dem Ausrücken war nicht so dumm. Wenn man nur wüßte, wie das zu machen wäre!

In das Grübeln von Peter Serafimowitsch hinein knallte ein Schuß. Der Führer der Patrouille, der lange Tatar, machte einen Sprung und stürzte aufs Gesicht zur Erde. Eine Kugel hatte ihm das Herz durchbohrt. Ein zweiter biß an Peter Serafimowitsch hinter Ohr vorbei. Vor Säuwed ließ er das Gewehr fallen. Der kleine Lobzer hatte das seine bereits fortgeworfen und ein weißes Tuch aus der Tasche gezogen. „Gnade, Herr Deutscher, wir ergeben uns!“ blökte er. Ergeben? Das hatte der Hauptmann zwar strenge verboten. Inbes, Wäterchen Jar hatte noch viele tausend Russischs, die für ihn kämpfen konnten, Peter Serafimowitsch aber nur ein Leben. Er traf das Seitengewehr von sich.

Das Gewehr im Aufschlag, kam jetzt aus dem Gebüsch ein Landwehrmann in der grün-grauen Uniform der Deutschen hervor. Die beiden Russen mußten die Mäntel zerreißen und die Patronentaschen und Seitengewehre in die Alle werfen. Dann wanderten die drei einträchtig der deutschen Vorpostenlinie zu. Die Russen voran, der Deutsche mit dem Gewehr im Arm hinterher.

Sie mochten eine halbe Stunde gegangen sein, da knallte es wieder. Ein einziges Mal. Kein Feind war zu sehen und alles blieb still nach dem einen Schuß. Der Deutsche aber lag mit durchschossenem Bein am Boden. Peter Serafimowitsch sah den Lobzer Juden und dieser ihn an. Dann rief der Russe das Sei-

tengewehr des Deutschen aus der Scheibe. Der schloß die Augen und wachte Weiß und Rind und die Heimmattstadt Dargun immer wieder zu sehen. Die Russen jedoch sprangen ins Weidengesträuch und hielten Weidengeweige ab. Eine Stunde später lieferten sie ihren verwundeten Transporteur auf dem deutschen Verbandspolze ab und melbete sich als Gefangene. Peter Serafimowitsch war glücklich. Die heilige Mutter Gottes von Kasan hatte ihn sichtbar beschützt. Und den Jaren würde sie wohl auch nicht verlassen.

Aus Feldpostbriefen.

Feuerzauber.

Der „Köln. Jg.“ wird aus einem Schützengraben an der Front erzählt: Nachdem man sich schon wiederum mit unheilvollen Gemüsen aller Art vergnügt hat, ist man jetzt zu einem allgemein „Feuerzauber“ genannten Zeitvertreib übergegangen. Eine Ruppe, ähnlich einem feldgrauen Soldaten, ist bald hergestellt; sie wird an einer Stange befestigt und aus dem Schützengraben hochgehoben. Erst äugt der Feldgrüne ganz besichtig einige Male über den Grabenrand; dann redt er sich in halber Figur über die Brustwehr — Peng! kommt ein Geschos und dann folgt ein ganzer Regenschauer, als gäbe es einen Feuersturz abzugeben. Die Ruppe duckt sich, um bald hier, bald da wieder aufzutreten. Stets empfängt sie ein Schnellfeuer, als wenn sie drüben heute noch alle Patronen los werden müßten, wie am letzten Mandovortage. Unsere Mannschaften aber sitzen schweigend in der Dredung; und ist es gerade eine maßhaltige Stomagnie, so begleitet eine Jieharmonika den „Feuerzauber“. Schließlich zeigt sich die Ruppe nicht mehr, und es wird auf dem Scheibentand alter Zeit, der Ordnung halber, mit dem Matrosenknüttel abgemittelt. — „Fehler!“ Ist aber der Verursacher des Feuerzaubers ganz besonders guter Laune, dann erscheint die Ruppe noch einmal und es ird ein kleiner Kugelhitzer am Schulterblatt markiert, was die Gaskler mit einem abermaligen Feuerzauber quittieren. Trotz dieses feststehenden Ausgangs folgt der Franzose bis zu dem einen Mal, stets der Gewaltdrang, während der Engländer, weniger erregbar und unzufrieden, sich nicht aus Feuerzauber macht. Er widersteht der Dredung und riskiert nur zuweilen mal einen Schuß.

Wir denken nur an den Sieg.

(Brief eines Gewerkschaftsbeamten.)
Lieber Moritz! Mit Boden sind es nun schon her, daß wir auf feindlichem Boden stehen. Manches Däbische und mancher Erbeide haben wir erlebt und manches durchgemacht. Alles wird freudig in dem Bewußtsein ertragen, daß es sein muß und unserm schwer bedrängten Vaterland zu helfen, das wir Sozialdemokraten mindestens so eifrig lieben wie jeder andere. Ich denke mit Freude daran, daß Du am Tage der Kriegserklärung gesagt hast: „Wenn es sein muß, ziehe ich auch noch mit.“ Aber das größte Beispiel sozialdemokratischer Vaterlandsliebe hat doch unser Franz gegeben. Als ich von seinem Tode hörte, kam ich mir beim Träumen völlig mündertüchtig und klein vor und habe daraus aus meinem Vorgesetzten gegenüber kein Hehl gemacht. Zweimal habe ich versucht, fortzukommen und in die Front zu gehen. Es ist völlig unmöglich. Da der Franz seinen Nachfolger bekommt, darf er auch seinen Mann abgeben. Ich habe mich dann damit getrostet, daß unsere Tätigkeit zwei-fellos auch sehr notwendig und für Sieg und Niederlage unserer Truppen mit entscheidend ist. Trotz des bespöttelnden schmalen Vorwurfs der kämpfenden Heere sind wir ihnen jetzt immer auf dem Fuße gefolgt. Dazu waren gewaltige Märsche nötig, die beim Franz viel schwerer sind als bei der Infanterie, bei der ich gedenke habe, und ungeheure Anstrengungen. Aber wer gäbe nicht gern sein Heupferd her, um zum deutschen Siegel zu helfen. Denn wir hier draußen wollen alle siegen, so beruht ist hier keiner, daß er auch nur den leichten andern Gedanken aufkommen ließe. Stimmungs- und Gesundheitszustand unserer Truppen sind ausgezeichnet und berechtigen zum größten Optimismus. G. W.

Wie an der Schützengrabenlinie.

Schützengrabenlinie Reims, 19. Okt. 1914.
Sechs Pakete an einem Tage! John Sade Post für die zweite Kompanie! Ichrie der Feldpost. Uns allen war zumute wie einem Kinde, das am heiligen Abend auf dem langertäumten Wiegepfers liegt. Da hat die Feldpost ja ausgegibt und unsere Ladung nicht wieder noch heilig zurückgeschickt! Ja, ich habe es schon immer gesagt: unsere Feldpost hurra, hurra, hurra!
Die Lebensmittelversorgung ist natürlich immer noch mangelhaft, das heißt nur in der vordersten Frontlinie. In der Schützengrabenlinie gibt es Kaffee und Mittagessen nur in der Nacht. Und auch dann ganz unregelmäßig. Das läßt sich aber nicht anders machen, sonst könnten uns die Franzosen einen nach dem andern wegspülen. Etwas besser ist es, wenn wir in Reservelager oder Mannbereitschaft liegen. Dann gibt es früh ein Feldwecker Kaffee, ein einwandfreies Mittagessen aus dem Feldküchen usw. Aber das alles ist für den ausgehungerten Franzosen wenig und vor allem zu wenig fett. Wir liegen hier den ganzen Tag verhältnismäßig ruhig auf Beobachtungsdienst oder im Schützengraben und haben reichlich Zeit, an unsern Hunger zu denken. Da spürt man ihn doppelt. Es ist nicht gerade erbaulich, wenn man weiter nichts zu knochen hat als trockenen Ham.

Am 15. Oktober hatten wir im Schützengraben wieder einen Toten und drei Verwundete. Gegen 10 Uhr abends fing der Schießerei erst bei den Vorposten an und verbreitete sich dann in wenigen Minuten über die ganze Front. Die Franzosen hatten wieder furchtbare Verluste; ich begreife gar nicht, woher sie noch den Mut nehmen, weiterzukämpfen. Wir sind hier so verhängt, daß es absolut ausgeschlossen ist, daß jemand lebend unsere Schützengrabenlinie überschreitet. Unsere Pioniere sind jetzt sämtlich mit Bombenwurfmaschinen ausgerüstet, die von zwei Mann bequem getragen werden können. Von der Wirkung dieser Bomben kann sich kein Mensch eine Vorstellung machen; ihre Sprengstücke bedecken einen Umkreis von hundertfünfzig Metern. Die Gomer kämpfen übrigens auch mit allen Mitteln, die Engländer sollen neuerdings Vitriolbomben werfen.

Es kommt mir vor, daß die Sache hier ausgehen wird wie an der Schützengrabenlinie; nur daß wir die Aussicht haben, durch Erfolge an anderen Punkten des Schlachtfeldes doch schließlich vorwärts zu kommen. Jedenfalls werden sich die Millionenheere hier noch lange gegenüberliegen.

Tabak geht über Brot.

Dem Inhalt einer Feldpostkarte ist zu entnehmen: Kommt da so ein Soldat mit zwei Broten in unsern Arm durchs Dorf. Ein Kamerad redet ihm an: „Gib mir ein Brot, ich gebe dir 2 Mk. dafür!“ — „Nin!“ — „Dann gib mir ein halbes für 3 Mk.“ — „Nig zu machen!“ — „Für so ein Stüchchen bekommst du 5 Mk.“ — „Nein, es gibt nichts!“ — „Wald hermad steht der Brotfuchende mit zwei Kameraden zusammen und raucht seine Pfeife. Der Glückliche mit den zwei Broten ruft: „Wer mich einmal stoßen läßt, bekommt ein Brot!“ (Frankf. Jg.)

No. Die Befindlichkeit der...
Berlin...
Der...
Die...
Am 1. Sonntag...
Zu we...
Eingeg...
Blut...
Kriegs...
529 Jg...
Guns...
Don...
Sonnt...
Drama...
fang...
Montag...
Sein...
368 B...